



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bergenroth, G.: Englische Geschichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Englische Geschichte

vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, von Leopold Ranke. 1. Bd.
Berlin, Duncker und Humblot. 1859. —

Professor Ranke nimmt eine so hohe Stellung unter den Historikern unserer Zeit ein, daß, wenn er ein Buch schreibt, die gebildete Welt es mit Spannung erwartet. Wir dürfen von ihm nur etwas Vorzügliches erwarten, zumal da er weiß, daß etwas Mittelmäßiges ihm wenigstens einen Theil seines Ruhmes kosten würde. Für die ersten fünfzehn Jahrhunderte seiner englischen Geschichte hat er freilich wenig Raum. Aber gerade solche gedrängte Darstellungen gewähren besonders interessante Ueberblicke, wenn sie mit sicherer Hand gezeichnet sind. Halten doch viele die Einleitung von Machiavelli zu seiner florentinischen Geschichte für das Beste, was dieser große Meister geschrieben hat. Von Professor Ranke können wir indessen nicht dasselbe rühmen. Er ist ein gebildeter Mann. Eine Masse von Ideen, in denen die Gegenwart lebt, sind ihm vollkommen geläufig. Der Leser ist erfreut, sie, in das Gewand von Geschichte gekleidet, bei ihm wiederzufinden. Und doch ist nur das Gewand historisch. Sobald der Verfasser von der Höhe seines gezimmerten Systems herabsteigt, um auf englische Geschichte einzugehen, zeigt er zwar das volle Selbstvertrauen eines Mannes, der zu leiten gewohnt, zugleich aber auch die Hilflosigkeit eines Führers, der des Landes unkundig ist. Sein Grundfehler ist, daß er für das Wachsthum und die allmälige Entwicklung des Landes kein Auge hat. Er sieht jetzt England groß und reich und civilisirt und kann sich nicht zur Vorstellung bequemen, daß es früher anders als groß und reich und civilisirt gewesen sei. „ . . Die südlichen Küsten galten schon in den frühesten Zeiten für reich und gebildet. Sie standen inmitten der Weltverhältnisse“ (S. 6). An dem bekannten römischen Adlerträger, der ins Wasser springt, erkennen wir, daß Professor R. Julius Cäsar meint. Wahrlich kein schlechter Gewährsmann. Was war nach Cäsar aber die Weltstellung der Briten? Sie standen außer allem Weltverkehr, da sie sogar auf der ihnen zunächst liegenden gallischen Küste fast unbekannt waren, . . . *genus hominum . . . loca, portus, aditus . . . quae omnia fere Gallis erant incognita* (de b. G. IV. Grenzboten I. 1860.

20). Die Erzählung bei Strabo (III., 5), wie die Phöniciër die Zinninseln lange ganz verheimlichen konnten, ist bekannt genug. Die Weltstellung der Briten ist indessen nicht mehr unhistorisch, als ihr Reichthum und ihre Bildung. Zur Zeit von Strabo wurde an den Südküsten von Britannien, wie jetzt an den Küsten von Afrika, Tauschhandel getrieben. Die Briten gaben Thierfelle, Hunde und Sklaven gegen Kleinigkeiten aus Elfenbein, Glas und andere werthlose Waaren. Es lohnt nicht, meint der alte Geograph, die Insel zu erobern, da man sie doch mit einer Legion besetzen müßte und das Volk zu arm ist, dieselben nebst den dazu gehörigen Pferden zu ernähren (Str. IV., 5). „Nulla praeda“, schreibt Cicero an Atticus (IV. 7). Wenn Britannien später überhaupt jemals die Kosten der römischen Verwaltung aufgebracht hat, so war das wenigstens bis zur Zeit von Antoninus Pius nicht der Fall, wie wir es von Appianus, seinem Schatzmeister erfahren (App. in praef.). Britannien war den Römern in mancher Beziehung, was jetzt Indien den Engländern ist. Der Staat verlor daran Geld und Kräfte. Die Regierung indessen gewann eine Zahl einträglicher Stellen, mit denen sie ihre Anhänger belohnen und ihre Gegner bestechen konnte. Die bei weitem gebildetsten Briten, die Bewohner von Kent, waren, statt ordentlich bekleidet, mit Waid dunkelblau angestrichen und an allen Stellen, wo Haare wachsen, rasirt, mit Ausnahme des Schädels und der Oberlippe. Väter und Söhne, Brüder und Brüder hatten ihre Frauen in Gemeinschaft. Die Opfer bei feierlichen Gelegenheiten bestanden darin, daß Männer, Weiber, Kinder, Ochsen, Hunde, Hühner u. s. w. auf ungeheuern Scheiterhaufen unter unaussprechlichem Geheul und Gestank verbrannt wurden (Cäsar IV., 14, Strabo IV. 4, Diodorus V. 31, vergleiche auch Eusebius und St. Hieronymus adversus Jovinianum). Wenn Professor R. solche Zustände Reichthum und Bildung nennt, so haben wir nichts darauf zu erwidern. Wir glauben nur, daß sich seine Leser etwas ganz anderes darunter gedacht haben.

Denselben Fehler der Vergrößerung wiederholt Professor R. bei den Angelsachsen. Nach vielfachen Zeugnissen, besonders aber nach Sidonius Apollinaris, dem gebildetsten Schriftsteller seiner Zeit, und nach Gildas, der als Brite die germanischen Eroberer Englands am besten kennen mußte, waren diese kaum mehr gebildet als die Briten vor der römischen Herrschaft. Man bekehrte sie zum Christenthum und lehrte ihnen menschliche Sitten (*rectum vivendi ordinem*). Besonders Theodor v. Tarsus, der 668 Erzbischof von Canterbury wurde, und sein Freund und Nachfolger, Hadrian v. Rom, haben mit unermüdlichem Eifer dahin gearbeitet, das Volk aus seiner Ignoranz und Roheit zu ziehen. Aus ihrer Schule ist Beda hervorgegangen, der erste Germane, der nicht allein ein Gelehrter im heutigen Sinne des Wortes war, sondern der auch der Wissenschaft als solcher bei seinen Stammgenossen im

In- und Auslande Achtung verschaffte. Er, der einfache Gelehrte, der bis zu seinem Tode Mönch in seinem Kloster blieb, ist in den kurzen Chroniken, welche die ersten Bände bei Perz füllen, dreißig Mal genannt, während Könige und Kaiser oft keinen Platz darin finden. Als nach Hadrians Tode Angelsachsen Bischöfe und Erzbischöfe wurden, verfiel die eben angeführte Bildung in England. Alcuin zog das Leben in Frankreich dem Aufenthalt unter seinen wahren Stammgenossen vor (epist. ad Offam regem XLIII.) und Bonifacius wurde Bischof von Mainz. Alles das hält Professor R. kaum eines Wortes werth, während er uns auffordert, die Größe König Edgars zu bewundern, der die Kühnheit hatte, die für ihn leeren Titel von Basileus und Imperator neben seinen Namen zu schreiben. Wäre unter den angelsächsischen Königen nicht ein Mann gewesen, der sich um die Erziehung des Volkes verdient gemacht, so, fürchten wir, hätten wir wenig von den Culturbestrebungen dieser Periode erfahren. Zu welchen historischen Excessen läßt sich unser Verfasser aber hinreißen, wenn er von dem königlichen Autor spricht! „Dieser König (Alfred d. G.) führte den germanischen Geist mit seiner Gelehrsamkeit und Reflexion in die Literatur der Welt ein. Er steht an der Spitze der Prosaschriftsteller und Historiker deutscher Zunge.“ Was war damals aber die Gelehrsamkeit und Reflexion der Germanen? Wir wollen Alfred selbst hören. Im ganzen Königreiche der Westsachsen war kein Mensch, der geläufig lesen konnte. „Es war das größte Unglück meines Lebens,“ klagte Alfred oft seinem Freunde und Biographen Assa, „daß, als ich jung war und die Fähigkeit zum Lernen hatte, keine Lehrer zu finden waren.“ Lehrer, und unter ihnen Assa, wurden vom Auslande herbeigeschafft. Alfred lernte Lateinisch und Griechisch und übersetzte Werke vom heiligen Gregorius von Boethius, die Fabeln des Aesop, Psalmen Davids und die Geschichtswerke von Orosius und Beda ins Angelsächsische, damit, wie er sagte, sich sein Volk daran bilden könne, was, beiläufig bemerkt, nicht geschah. Wir wissen nichts, das würdiger eines großen Königs von einem rohen und unwissenden Volke wäre. Heißt das aber „deutsche Gelehrsamkeit und Reflexion“ in die Literatur der Welt einführen, oder im Gegentheile etwas von der Literatur der Welt den Germanen zugänglich machen? Und ist ein bloßer Uebersetzer darum der erste Historiker?

Ein Geograph, der die Themse nur bei London als großen Strom gesehen und daraus schließen wollte, daß sie, derselbe Fluß, auch bei Thame, wo sich zwei Bäche vereinigen, breit und tief genug für große Seeschiffe sein müsse, würde, wenn er den Lauf derselben beschriebe, aus einem Fehler in den andern fallen. Dem Historiker gehts nicht anders, wenn er sich ähnlichen Illusionen hingibt. Dagegen gibts nur ein sicheres Mittel, das ist, wenn der Geograph den Lauf des Stromes und der Historiker den Lauf der Geschichte selbst erforscht und sich nicht mit Hörensagen begnügt. Um zu sehen, wie sehr Professor R.

das Erstere unterlassen und das Letztere gethan, müssen wir eine Stelle wenigstens genauer untersuchen. Wir bitten den Leser, uns zu entschuldigen, daß wir ihn mit Details belästigen. Wir glauben es Professor R. schuldig zu sein. Wir geben einen Abschnitt auf Seite 94 vor vielen ähnlichen Stellen den Vorzug, weil der Gegenstand von größter Wichtigkeit ist und die Darstellung den Anschein besonderer Gründlichkeit hat. Es handelt sich nämlich um die Frage, ob die Kronen von England und Frankreich auf einem Haupte vereinigt werden sollten. England hatte lange darunter gelitten, daß seine Könige im französischen Vasallen-Verbande standen und dadurch in die kontinentale Politik verwickelt wurden. Als daher Eduard der Dritte Kronpräsident von Frankreich wurde, war das der großen Mehrheit der Nation keineswegs erwünscht. Das Parlament von 1331 hat ihn einstimmig, wegen seines Anspruches keinen Krieg zu beginnen, d. h. mit andern Worten ihn aufzugeben (Rolls of Parliament II. 61 a). Als dessen ungeachtet der Krieg begonnen hatte, forderte das Parlament von dem Könige die Erklärung, daß sie, die Barone und Gemeinen, ihm als König von Frankreich keinen Gehorsam schuldig seien, auch England nicht Frankreich unterthan gemacht werden solle (R. of P. II. 212, 213). Davon finden wir nichts bei Prof. R.. Statt dessen erzählt er uns: „Im Jahre 1337 billigte das Parlament das Vorhaben des Königs, das Recht, das er durch seine Mutter auf den Thron von Frankreich habe, auszuführen, und bewilligte ihm Geldunterstützung.“ Wenn wir die Parlaments-Rollen von 1337 einsehen, so finden wir des Rechtes auf die Krone von Frankreich mit keinem Worte erwähnt und keine Geldbewilligung verzeichnet. Es ist aber eben so wahrscheinlich, daß Ghyloct den Verfalltag des Wechsels von Antonio gemüthlich verträumt, als daß Eduard und sein Kanzler es unterlassen hätten, eine gemachte Geldbewilligung gehörig zu Buch zu bringen. In der Parlamentsrolle sind nur vier unbedeutende Privatgeschichten verzeichnet, und darum wurde ein Parlament zusammenberufen? Das ist unwahrscheinlich. Rynghon löset das Räthsel: „Celebratoque apud Londonios parlamento, aliisque negotiis dispositis, rex instruxit Angligenis tributum etc.“ Also nachdem die Parlaments-Geschäfte abgemacht waren, legte der König, nicht das Parlament, den Engländern einen Tribut auf. Es wird jetzt klar, warum das Parlament versammelt wurde und warum keine Geldbewilligung verzeichnet ist. Adam v. Murimuth, Rynghon und Wellington führen bittere Klage über das Verfahren des Königs. Nachdem indessen die Kriege längst vorüber waren und die National-eitelkeit ein steigendes Gefallen an ihnen fand, nahm der unerfreuliche Vorgang, namentlich seit der Revolution im 17. Jahrhunderte, in den Erzählungen der Geschichtschreiber immer angenehmere Formen an, bis Cobbet in seiner Parlaments Geschichte uns versichert, daß das Parlament mit „freudiger Hin-

gebung und aufs Bereitwilligste“ die Abgaben votirte und den König zum Kriege aufforderte. Professor R. hat direct oder indirect aus dieser letztern Quelle ohne eigne Prüfung geschöpft und nur, wie er es oft thut, die Ausdrücke gemildert. Mit einem solchen Fehler in Einem Abschnitte hat sich Prof. R. aber nicht begnügt. Er fährt fort: „Im Jahre 1348 haben die Peers, jeder in seinem Namen, den König aufgefordert, über die See zu gehen . . . die Großen mit ihren Knappen und Reisigen folgten, ohne der alten Einreden zu gedenken, in Person.“ Von den alten Einreden, dem König nicht nach Frankreich folgen zu dürfen, konnte unter Eduard dem Dritten füglich nicht die Rede sein. Die Ritterdienste in Person mit Knappen und Reisigen waren damals bereits seit fast 200 Jahren in Geldabgaben verwandelt worden, gewöhnlich 40 Schillinge für ein Ritterlehn. (Maddox History of the Exchequer I, 684, Cont upon Sittleton. etc.) Für das Inland diente das Posse Comitatus oder Grasschafts-Miliz, für kontinentalen Krieg Soldheere. Eine beträchtliche Zahl von Soldrechnungen sind noch vorhanden. Mit diesem zweiten Fehler haben wir indessen die Masse der Irrthümer in zehn Zeilen noch nicht erschöpft. Das Jahr 1348 ist nämlich das unglücklichste, auf das Prof. R. hat verfallen können. Es ist das Jahr, in welchem die große Pest, die dem Dekameron zum Grunde liegt, nach England kam. Alle Geschäfte ruhten. Kein Parlament wurde gehalten, kein Heer gebildet. „Pluviae et pestilentia“ ist Alles, was wir in den Chroniken der Zeit finden. In den folgenden Zeilen von Professor R. lesen wir, daß auf die vom Verfasser beschriebene Weise das „stattliche Heer“ zu Stande kam, welches den Sieg von Crecy gewann. Da die Schlacht von Crecy am 26. April 1346 geschlagen wurde, so kann sich das Heer, welches erst zwei Jahre später gebildet sein soll, wohl schwerlich daran betheiliget haben. Nach den amtlichen Urkunden war der Vorgang folgender: Eduard berief 1344, nicht 1348, ein Parlament nach Westminster. Da man wußte, daß der König Geld zum Kriege fordern würde, blieben die Prälaten und Barone aus. Der König ließ darauf jedem Einzelnen mit seinem vollen Zorne drohen. Da er es in seiner Gewalt hatte, jeden Unterthan, hoch oder niedrig, durch einfache Polizeistrafen (amerciements) an den Bettelstab zu bringen, so versammelte sich das Parlament.

Der König fuhr darauf in seinen Drohungen fort, bis die Großen eine Deputation an ihn schickten, die ihm vorstellte, daß sie die Lasten des Krieges nicht ferner ertragen könnten, und daß er demselben ein Ende machen möge, sei es durch eine Schlacht oder durch Friedensschluß (qu'il vousist faire fyn a reste guerre ou p Bataylls ou p Pees). Der König wählte natürlich Bataylls und eine Abgabe wurde für Anwerbung des Heeres bewilligt (R. of P. II, 148 ff.). Das Heer, das so zusammengebracht werden konnte, war aber nur klein.

Nachdem der König bereits auf der See gewesen war, kehrte er darum noch ein mal ans Land zurück und hielt mit seinen Kriegsgefährten und „einigen Andern“ am 3. August 1345 eine deliberatio plenior, wie er sie nannte, eine ganz unconstitutionelle Versammlung, in der beschlossen wurde, die Großen zur Kriegsfolge zu zwingen. Einige Furchtsame und Schwache mögen sich losgekauft haben. Ein Heer konnte indessen nicht zusammengebracht werden, bis endlich der König am 5. März 1346 unter dem Versprechen, es nie wieder zu thun, einen eigenmächtigen Befehl an seine Amtsvögte erließ, Rekruten zu pressen. Auf diese Weise kam „das stattliche Heer“ zusammen, das den Sieg bei Crecy erfocht, und es mögen dabei manche Scenen vorgekommen sein, wie wir sie aus Shakespears Heinrich des Vierten kennen. (Urkunden Sammlung von Ryma IV. 184 f. 193 f.)

Die halbe Seite, die wir eben einer näheren Untersuchung unterworfen haben, macht keine Ausnahme. Der ganze erste Theil des vorliegenden Bandes ist mit ähnlicher Ungenauigkeit und Gleichgültigkeit gegen die wirkliche Geschichte Englands geschrieben. Jeder Fehler nimmt freilich nur einen kleinen Raum ein, einen Satz, eine Zeile, zuweilen ist es ein einziges Wort: das kann in einer gedrängten Darstellung nicht anders sein. Dem Inhalte nach sind die Fehler aber groß. Und selbst wenn sie an sich weniger bedeutend wären, so macht doch am Ende die Summe der einzelnen Striche und Züge das Bild, und wo das Detail falsch ist, kann das Ganze nicht richtig sein.

Die fünf Regierungen aus dem Hause Tudor füllen etwas mehr als das sechzehnte Jahrhundert aus. Der Verfasser ist hier also bei der Periode angekommen, die er so oft behandelt hat. Die Geschichte des Hauses Tudor ist einer der interessantesten, zugleich aber auch schwierigsten Gegenstände, die sich ein Historiker wählen kann. Nichts ist freilich leichter, als eine Lobsschrift auf Heinrich und Elisabeth abzufassen, wenn man, wie das so oft geschehen, von dem praktisch-orthodoxen Grundsatz ausgeht, daß, wer gegen den Papst ist, darum für Gott sein müsse und kein Unrecht thun könne. Aber auch von der andern Seite ist es wahrlich nicht schwer, ein Gemälde in den schwärzesten Farben zu produciren, wenn man sich an die Schriftsteller der entgegengesetzten Schule hält. Geschichtsschreiber, die sich der Unparteilichkeit beflissen, haben es wohl auch versucht, etwas von der einen und von der andern Seite zu entnehmen. Aus diesem widersprechenden Material haben sie ein buntes Bild zusammengesetzt, das durch nichts als die größere oder geringere Kunst der Darstellung zusammengehalten wird. Es leuchtet von selbst ein, daß diese Methode ganz unzulänglich ist. Die Folge der mangelhaften Behandlung ist, daß jetzt nach dreihundert Jahren und nachdem ganze Bibliotheken darüber zusammengeschrieben sind, der Gegenstand nicht mehr aufgeklärt ist als damals, wo die Leidenschaft so blind machte, daß man von der einen und von

der andern Seite das Verbannen und Hängen Andersdenkender für verdienstlich hielt. Nur derjenige Historiker kann der Geschichte dieser Zeit einen wesentlichen Dienst leisten, welcher überall auf die ersten Quellen zurückgeht und außerdem seine Studien auf die breitesten Grundlagen ausdehnt. Denn wenn man z. B. auch alle einzelnen Handlungen von Heinrich dem Achten richtig erzählen wollte, so würden sie, die oft mehr gegen die menschliche Natur zu verstoßen scheinen, als die Extravaganzen vom König Blaubart und von halbdämonischen Zwergen, doch unverständlich bleiben, wenn nicht der moralische und intellektuelle Zustand des Volkes erst klar gemacht wäre. Es ist nicht so wichtig, zu beschreiben, wer Heinrich und wer Elisabeth war, als zu zeigen, wie ein Heinrich und eine Elisabeth in England möglich wurden. Wir schreiben nicht Geschichte, sondern sind bloß ein Leser der Geschichte von Br. R. Wir wollen indessen doch eine an sich ganz unbedeutende Thatsache kurz anführen. In ihrer Vereinzelnung, wie wir sie hier geben, kann sie nichts Wesentliches zur Erklärung jener Zustände beitragen. Sie läßt uns aber doch einen flüchtigen Blick auf das Treiben jener Tage werfen. Drei Prälaten der neuen Kirche, nämlich Erzbischof Cranmer und die Bischöfe von Worcester und Salisbury disputirten in vollem Ernste zwei Wochen lang mit dem Doktor der Theologie Crouthorn, der behauptete, im Himmel gewesen zu sein, wo ihn die Jungfrau Maria bei der Hand gefaßt und ihm die heilige Dreieinigkeit gezeigt habe, die, in einen großen blauen Mantel gekleidet, von der Mitte des Körpers aufwärts drei Leiber und drei Köpfe gehabt und nach unten nur in Einen Unterleib und zwei Beine ausgelaufen sei. Die Bischöfe mögen im Stillen darüber gelächelt haben. Ihre ernste Behandlung der Sache zeigt aber, wie stark solche Verirrungen im Volke vertreten waren. Das ist ein Beispiel von Hunderten. Zugleich predigte ein Mann wie Bischof Latimer Kapuzinaden auf dem öffentlichen Plage bei St. Pauls Groß, in denen er unter Anderem sagte, daß der König nicht genug thun würde, wenn er alle Bischöfe, Aebte u. s. w., alle Herzöge, Lords u. s. w. hängen ließe. In einer Zeit und bei einem Volke, das zu keinem geringen Theile aus solchen Elementen zusammengesetzt war, war beinahe Alles möglich.

Nach den vorstehenden Bemerkungen darüber, was der Historiker der Tudor zu thun hat, müssen die Leistungen von Br. R. klein erscheinen. Bei seinen früheren Arbeiten ist er oft der englischen Politik und den englischen Staatsmännern begegnet. Der Platz, den England in der allgemeinen europäischen Politik einnahm, hat sich in seiner Vorstellung genau abgegrenzt. Was war daher natürlicher, als daß er ihn auszufüllen und dadurch seine historischen Arbeiten mehr abzuschließen trachtete? Hätte er das nach gründlichen Studien gethan, so würde er gewiß etwas Vortreffliches geleistet haben. Er hat sich aber mit wenig mehr begnügt, als England aus den Erzählungen

seiner protestantischen Freunde kennen zu lernen. Die Folge davon ist, daß sein Buch Material von sehr verschiedenem Werthe enthält. Die Wechselwirkungen zwischen England und dem Kontinent, die Professor R. selbst durchforscht hat, sind im Ganzen vortrefflich erzählt. So ist z. B. der Einfluß des Kampfes zwischen Carl dem Fünften und Franz dem Ersten auf den Papst, durch den Papst auf die Entscheidungsfrage und durch diese auf die englische Reformation mit großer Klarheit auseinandergesetzt. Wenn der Verf. aber auf die eignen Zustände von England eingeht, wird seine Erzählung beschränkt und einseitig.

Er versucht es erst, die Familie Tudor ihrer Abstammung nach als vornehm und legitim darzustellen, geräth dadurch aber unserer Ansicht nach in eine Reihe von Irthümern. Owen Tudor heirathete Katharina, die Wittve Heinrich des Fünften, „wie sich denn Verbindungen fürstlicher Damen mit angesehenen Edelleuten damals nicht selten finden.“ Owen war nun aber kein angesehener Edelmann, überhaupt kein Edelmann und nicht einmal Sir Owen, d. h. nicht einmal Ritter, wie Prof. R. das aus jeder genealogischen Tafel ersehen kann. Da zur Zeit Owen's Jeder, der 40 Pfund jährlichen Einkommens aus Ländereien hatte, Ritter werden mußte, so hat er vor der Verheirathung wohl in beschränkten Verhältnissen gelebt. In der That sagt das Cronycle of Englands soyth the Irnyt of Tymes ganz unverholen von ihm: „Ein gewisser Owen, ein Squire aus Wales und ein Mann von niedriger Geburt,“ der darum nach dem Tode von Katharina auch nicht in den Tower, sondern in Newgate mit gemeinen Verbrechern eingesperrt wurde. Von mütterlicher Seite stammte Heinrich der Siebente von Johan v. Gaunt, und zwar, wie Prof. R. versichert „aus zweiter Ehe“ mit Katharina Swynford, ab. Johan v. Gaunt oder Gaunt war nun aber in erster Ehe an Blanche v. Lancaster und in zweiter Ehe an Constance v. Castilien verheirathet. Während diese lebte, erzeugte er mit Katharina Kent aus Hennegau und Wittve von Sir Th. Swynford, also vollständig außer der Ehe, vier Kinder, darunter Johan, von dem Margaret, die Mutter von Heinrich dem Siebenten, abstammte. Später, als die Kinder erwachsen waren, heirathete Johan v. Gaunt seine bisherige Maitresse. Da nach englischem Rechte eine nachfolgende Ehe die vorher gebornen Kinder nicht legitimirt, so fand man es für nöthig, die Kinder von Katharina Kent durch ein Patent von dem Makel unehelicher Geburt zu befreien. Die Stelle in der Legitimations-Urkunde, welche die Würden aufzählt, zu welchen sie befähigt sein sollten, ist auf der Rolle der Patente wie folgt geschrieben: . . Honores Dignitates excepta Dignitate Regali Prae-eminentias etc. Professor R. hält es für erwiesen, daß die zwischen die Zeilen geschriebenen (gesperrten) Worte ein späterer Zusatz von Heinrich dem Siebenten sind, der das einmal verliehene Recht nicht habe wieder nehmen können. Wir glauben, daß der Verf. sich trotz seines

im Ganzen guten Gewährsmannes irrt. Denn ähnliche Correkturen und Zusätze kommen fast bei jeder Urkunde auf den Rollen vor. Sind sie darum allegeändert? Niemand hat das noch behauptet. Es giebt aber eine andere Abschrift der Urkunde, sagt Prof. N., hierin Sir H. Nicolas folgend (nicht Ausfertigung), die auf den Rollen des Parlaments steht und den einschränkenden Zusatz nicht enthält. Das ist nicht genau; denn es ist keine Abschrift der Urkunde, sondern die eines Entwurfes dazu, der immerhin vor der Ausfertigung geändert werden konnte. Daß dies hier der Fall gewesen, ist um so wahrscheinlicher, als, wie Dr. Lingard richtig bemerkt, auch der Entwurf die Krone unter den Würden nicht aufzählt und darum die Kinder Kent keinesweges für thronfähig erklärt. Der Zusatz in der Abschrift des Patentes ist daher ganz im Sinne des Entwurfes auf den Parlamentsrollen, nur bestimmter.

Unserer Ansicht nach hätte Professor N. besser gethan, seinem Buche eine Reihe von Unrichtigkeiten zu ersparen, zumal da die Tudors, selbst wenn sie legitimer und vornehmer gewesen wären, kaum etwas in unserer Achtung gewonnen hätten. Wir hätten auf die ganze Herleitung ihres Ursprunges wenig Gewicht gelegt, wenn sie nicht dem falschen Tone gliche, mit dem ein schlechter Sänger zuweilen einsetzt, und der dem ganzen Vortrage bis zum Ende hin eine zu große Höhe gibt. Das zeigt sich im Größten und im Kleinsten. Vom Kleinsten ein Beispiel aus vielen. Die Charakteristik von Heinrich dem Siebenten bei unserm Verfasser ist nichts, als eine freie Uebersetzung von Lord Bacon. Wenn der Letztere indessen sagt, daß dieser König etwas einem Geistlichen geglischen (a little like a churchman), so ist die Bemerkung des englischen Hofmannes dem deutschen Professor nicht ehrerbietig genug. Er muß aus dem Geistlichen einen „hohen“ Geistlichen machen.

Im Großen zeigt sich der falsche Ton zuvörderst in der ganzen Auffassung von Heinrich dem Achten, von diesem Könige mit „praktischer Intelligenz ohne Gleiches,“ der „die Beweglichkeit der Absichten mit einem jeder Zeit festen Willen verband“, und dem „die Menschen nur Werkzeuge waren, die er braucht und wieder zerbricht.“ Homer spricht ungefähr so von Zeus dem Olympier. Er hatte auch seine Launen, unter denen die Menschen schwer litten. Er zog auch zuweilen ein anderes Weib seiner Juno vor. Aber wehe dem Sterblichen, der anders, als mit Ehrfurcht zu ihm hinaufgeblickt hätte. So weit wir Heinrich den Achten kennen, war er indessen sehr verschieden von den *ἀλιψία δώματ' ἔχοιτες*. Als Kind und so lange sein älterer Bruder Arthur lebte, war er bestimmt, einst Erzbischof von Canterbury zu werden. Das gab ihm einen theologischen Anstrich für sein ganzes Leben. Wie die meisten Tudors war er der Schmeichelei besonders zugänglich und die würde ihm im vollsten Maße zu Theil. An seinem Hofe versammelten sich erst falsche Spieler und Abenteurer aus ganz Europa, die sich für Geld zu Allem hergaben. Wenn sie ihre

Gemeinheiten zu weit trieben, wurden sie wol gelegentlich auch der Polizei Preis gegeben, wie wir es bei Hall lesen. Aber diese gemeinen Schmeichler waren nicht die einzigen. Männer der Wissenschaft und Fürsten der größten Reiche gesellten sich zu ihnen. Die Bemerkung, die Hallam über Erasmus macht, daß er auf dem Continent ein Demagog und in England servil war, scheint auf den ersten Anblick hart zu sein, ist aber wahr. Ferdinand v. Aragon sein Schwiegervater, wußte die Eitelkeit Heinrichs vortrefflich zu benutzen. Nachdem er ihn veranlaßt hatte, ein Heer nach Nordspanien zu schicken, um von da aus die alten Besitzungen in Frankreich wieder zu gewinnen, gebrauchte er die Engländer, um für sich Navarra zu erobern und schickte sie dann schimpflich nach Hause. Maximilian trieb es noch schlimmer mit dem jungen König und nahm ihm auch außerdem bares Geld ab. Als Heinrich unter die geistige Herrschaft von Wolsey gekommen war, verschwanden die kleinen Gauner vom Hofe. Wolsey war aber nicht weniger eitel als sein König. Papstthum, Kaiserthum, allgemeine Weltherrschaft, mit solchen Vorspiegelungen ließen sich beide immer und immer von Neuem ködern. Der Cardinal war dabei der Leitende, der König der Folgende. Die Stellung des Ersteren war so groß, daß Staatssekretäre, die mit dem Könige arbeiteten, an ihn, wie an einen unabhängigen Fürsten schrieben. So schreibt z. B. Bryan Tuke noch im Jahre 1528 aus dem königlichen Palaste an Wolsey, daß er seine Aufträge an den König so ausgerichtet, wie es „der Mittelperson zwischen zwei Fürsten“ zukomme. Heinrich blieb in der unselbstständigen Stellung, bis er über 35 Jahre alt war. Da vermaß es sich Wolsey, über die Person des Königs so viel zu verfügen, daß er ihn von seiner Gemahlin trennen und an eine französische Prinzessin verheirathen — da er Geld nahm, kann man fast sagen, verkaufen — wollte. Die Trennung, die dem König genehm war, stieß auf Schwierigkeiten. Die beabsichtigte Verheirathung mit der französischen Prinzessin, die der König nicht mochte, verminderte den Einfluß von Wolsey und erhöhte den der Partei von Anna Boleyn. Der König brach hierauf mit den Personen, die bis dahin den größten Einfluß auf ihn ausgeübt hatten, d. i. mit dem Cardinal und mit dem Papst. Als er sah, daß dessen ungeachtet nicht gleich alles um ihn her in Trümmer fiel, wurde, wie das bei schwachen Naturen nicht selten vorkommt, sein Selbstgefühl unverhältnißmäßig gesteigert. Aber eine hohe Meinung von sich selbst gibt noch keine Selbstständigkeit, und Heinrich erlangte sie auch jetzt nicht. Eine Partei nach der andern gewann einen entscheidenden Einfluß auf ihn und jede neue Partei oder Clique gab ihm eine neue Königin. Seine letzte Gemahlin Katharina Parr macht davon vielleicht eine Ausnahme. Der Unterschied zwischen der Zeit Wolseys und der späteren Periode besteht nur darin, daß früher der König von seinem Günstling und den von ihm verwendeten Dienern eine übermäßig hohe Meinung hatte, während er nachher

allen Glauben an die Einsicht und Redlichkeit der Menschen verlor. Aber ein selbstherrschender König wurde er doch nicht, schon darum nicht, weil in seiner Natur nicht einmal so viel Hingebung lag, als zur regelmäßigen Leitung von Geschäften nothwendig ist. So ließ er sich von Cromwell an Anna von Cleve verheirathen. Der Minister mußte aber die unelegante Gestalt und das nicht hübsche Gesicht derselben mit seinem Kopfe bezahlen. Die Thatfachen, auf welche wir unsere Ansichten stützen, treten uns in solcher Fülle entgegen, daß uns der Reichthum derselben die Wahl schwer macht. Wir wollen nur an einen ziemlich bekannten Vorgang aus der letzten Lebensperiode dieses Königs erinnern, der für seine Sinnesweise nach mehr als einer Richtung hin bezeichnend ist. Heinrich, der durch körperliche Leiden früh unförmlich und hinfällig geworden war, heirathete in seinem 47. Jahre Katharina Parr, die, obgleich zweimal Wittwe geworden, noch jung war, wol hauptsächlich nur, um eine Krankenpflegerin um sich zu haben. Er behandelte sie wie eine Magd. So mußte sie, wenn er Minister anhörte, oder Gesandten empfing, neben ihm sitzen und sein geschwollenes Bein auf ihrem Schooße halten. Sie war Protestantin und die Partei Gardiner und Briotheslay sahen sie daher ungern. Als sie sich eines Tages unterfangen hatte, mit dem König über religiöse Gegenstände zu disputiren, benutzten ihre Gegner seinen Aerger über die Annahmung, die Erlaubniß zur Verhaftung der Königin von ihm zu erwirken, die ebenso viel als ein Todesurtheil war. Die Königin erfuhr das sogleich. Sie begab sich in das Nebenzimmer, wo sie so fürchterlich zu weinen, zu schluchzen und zu heulen anfing, daß es dem König unerträglich wurde. Sein geschwollenes Bein, das ihm jede Bewegung schmerzlich machte, hinderte ihn daran sich fortzubewegen. Von der andern Seite ließ sich die Königin nicht beschwichtigen und konnte nicht, ohne die Scene zum Aeußersten zu treiben, entfernt werden. Um sich einen ruhigen Abend zu verschaffen, gab der König nach. Eine Ausöhnung kam zu Stande und als Briotheslay am andern Tage mit dem Verhaftungsbefehle kam, mußte er sich glücklich preisen, nur schimpflich aus dem Palaste gejagt, nicht selbst aufs Blutgerüst geschickt zu werden.

Es fällt uns nicht ein, zu glauben, daß dies hinreichte, ein vollständiges Bild vom Charakter Heinrichs des Achten zu geben. Es zeigt unseres Erachtens aber doch, von welchen kleinen Einflüssen, „sein jeder Zeit fester Wille“ abhängig war, und daß die Parteien sich bis in seine unmittelbarste Umgebung wagten. Er war oft der Spielball der Intriguen. Nur war er aller Zeit bereit, auf den blutigsten Rath zu hören.

In der That gehört nur eine mäßige Kenntniß der englischen Geschichtsliteratur dazu, um zu sehen, von wem Prof. R. sich zur Bewunderung der fast übermenschlichen Herrschertalente Heinrichs des Achten verleiten läßt. Die Grundlage seiner Darstellung bildet die Geschichte der Reformation von Bi-

schof Burnet. Burnet hat sich als eifriger Parteimann große Verdienste um die protestantische Sache erworben. Er ist aber eben darum ein schlechter Historiker. Und wie hat er geschrieben? Neben seinen andern zahlreichen Geschichten hat er nicht weniger, als die fast fabelhafte Summe von 145 größeren und kleineren Werken verfaßt. Wie istz da möglich, daß er die Wahrheit gründlich abgewogen? Eine moderne Literaturgeschichte nennt ihn den penny-a-liner im Großen. Wir glauben, das ist nicht richtig; denn der penny-a-liner ist nur unbekümmert um die Wahrheit dessen, was er berichtet, während Bischof Burnet sie nicht nur selbst im Interesse seiner Partei absichtlich unterdrückte, sondern auch andere zu verhindern suchte, nach ihrer Ueberzeugung zu schreiben. Prof. N. wird uns das selbst bezeugen, da er jedenfalls das Gespräch in der pariser Bibliothek und die darauf folgenden Intriguen kennt, deren Le Grand im Anfange seiner *Histoire du divorce* erwähnt. Ein anderer Schriftsteller hat aber einen noch gefährlicheren Einfluß auf Prof. N. gewonnen. Wahrscheinlich hatte dieser sein Werk bis zum Ende der Ehescheidung geschrieben, als Fronds *History of England* erschien. Von da ab wenigstens ist Frond deutlich bei Prof. N. zu erkennen. Frond ist ein merkwürdiger Mann. Er hat ein entschiedenes Darstellungstalent. Aus einer gewissen Schule in Oxford hervorgegangen, gehört er aber mehr in das sechzehnte als in das neunzehnte Jahrhundert. Er könnte mit bestem Gewissen gleich um die Gunst von Heinrich buhlen, um durch dessen Arm seine Feinde zu zerschlagen. Sein moralisches Unterscheidungsvermögen gehört so sehr einer andern Zeit an, daß er vieles erzählt, was selbst liberale Geschichtsschreiber, die aus Heinrich keinen großen Mann machen, zur Ehre des Landes verschweigen. Prof. N. hätte nun leicht nach der eignen Darstellung von Frond dessen falsches Urtheil berichtigen können. Er hat aber den andern Weg gewählt. Er ist dem Urtheile gefolgt und hat die Thatfachen unterdrückt.

Wir fragen Professor N.: ist es wahr oder nicht, daß Heinrich der Achte die Finanzen des Staates im blühendsten Zustande überkam und in bettelhafter Verfassung hinterlassen hat? Ist es wahr oder nicht, daß sein Vater die drückenden Geseze gegen die Freiheit der Gewerbe und der Arbeiter milderte und nach dieser Verbesserung sogar die Strafen herabsetzen konnte, während er den alten Zwang wiederherstellte und die Verschlechterung der Gesezgebung durch Vermehrung der Galgen gut zu machen suchte? Ist es wahr oder nicht, daß sein Vater sich große Verdienste um die Sicherheit des Handels erworben, den er wieder gänzlich vernachlässigt hat? Ist es wahr oder nicht, daß er die Regierung in Frieden mit aller Welt überkam und in dem tödtlichsten Haffe mit der mächtigsten Dynastie Europas hinterließ? Ist es wahr oder nicht, daß er dessen ungeachtet zwar eine in Gold und Silber gekleidete Leibgarde einrichtete (die jedoch wegen Mangels an Geld bald wieder auseinander ging),

die Vertheidigung des Landes aber verfallen ließ? Er fand eine unbestrittne Thronfolge. Und wie hinterließ er sie? Zwei seiner Kinder hatten er und sein Parlament nicht nur für illegitim erklärt, sondern er hatte auch durch die höchsten Autoritäten und in allen Formen Rechtens feststellen lassen, daß sie in Blutschande erzeugt waren. Dennoch waren sie zur Thronfolge bestimmt. Maria mußte in Elisabeth die Frucht eines unerlaubten Umganges sehen, dem sie und ihre Mutter geopfert waren, und Elisabeth konnte in Eduard nur den Sohn der Nebenbuhlerin erblicken, für die ihre Mutter unter der schimpflichsten Anklage auf dem Blutgerüste gestorben war. Und wenn, wie wir glauben, Prof. N. das Alles zugestehen muß, was hat er dem entgegenzusetzen? England sagte sich von dem Gehorsam gegen den Papst los. Hat uns aber Prof. N. nicht selbst erzählt, wie lange und mit welcher Zähigkeit sich der König an den Papst geklammert und daß ihn nur eine Neigung, die auch unser Verf. nicht zu vertheidigen wagt, und der Drang der Umstände vom päpstlichen Stuhle getrennt haben? Wenn es Verdienst war, so war es also nicht sein Verdienst. Wir sagen, wenn es Verdienst war, weil wir den neuen Zustand auch im protestantischen Sinne für schlechter als den alten halten. Nach einigen vorübergehenden Schwankungen wurde nämlich im Jahre 1539 durch das Statut der sechs Artikel, damals gewöhnlich das Blut-Statut genannt, verordnet, daß Jeder den Tod am Galgen oder auf dem Scheiterhaufen sterben sollte, der sich durch Schrift oder Wort folgender Verbrechen schuldig machte:

1. die Transsubstantiation zu leugnen,
2. die Communion unter beiderlei Gestalten zu vertheidigen,
3. zu behaupten, daß Priester heirathen dürfen,
4. daß man die Gelübde der Keuschheit brechen dürfte,
5. daß Privat-Messen überflüssig sind,
6. daß Ohrenbeichte nicht nöthig sei.

Und solch ein Statut kam in einer Zeit, in der wenigstens der höchste Gerichtshof des Landes es nicht für nöthig hielt, den Angeklagten zu hören. Ist Torquemada weiter gegangen? Für England wurde die grausame Herabwürdigung dadurch noch größer, daß, während die Protestanten sich nach ihrem Gewissen dem Statut nicht unterwerfen konnten, die Katholiken den gräßlichen Tod der Hochverräther sterben mußten, wenn sie die katholische Religion auf das katholische Oberhaupt zurückführten. Und war das ein Vortheil, daß jetzt weltliche und geistliche Tyrannei in einer Person vereinigt wurden, der nicht ein Mal die alte Tradition zur Seite stand und deren Leben wahrlich keine Achtung einflößen konnte?

Wir würden glauben, daß es in einer so gebildeten Geschichte, wie der unsers Verfassers, gegen den Anstand ist, von gemeinen Hinrichtungen zu sprechen, hätte Professor N. nicht selbst seine Entrüstung über die Executionen unter Maria zu erkennen gegeben, die, wie er dabei bemerkt, halb spanischer

Abkunft war und nach spanischen Beispielen handelte. Auf dieses Letztere legen wir wenig Gewicht, während wir im Uebrigen vollkommen mit dem Verf. übereinstimmen, daß die Königin für solche Akte ihrer Regierung persönlich verantwortlich war. Wir gehen nur einen Schritt weiter und messen Heinrich mit demselben Maasstabe. Wir entnehmen die folgende Aufzählung von Lord Herbert, seinem ersten Biographen und seinem Vertheidiger. Heinrich ließ zum Tode verurtheilen: „zwei Königinnen, 2 Cardinäle, (Wolsey und Pole), 12 Herzöge, Marquis, Carls und Söhne von Carls, 18 Barone und Ritter, 77 Aebte, Priore u. s. w. und von mehr gewöhnlichem Volke der einen und der andern Religion ungeheure Massen“. Nicht von katholischer Seite, sondern von protestantischer erfahren wir, daß diese „ungeheuren Massen“ in der That nicht weniger als 72,000 Hinrichtungen begriffen, in einer Bevölkerung, die nicht mehr als 4 Millionen betrug.

Wir haben den Raum, der uns zu Gebote steht, beinahe erschöpft. Da der Verfasser die Geschichte der Stuarts erst begonnen hat, so können wir unsere Bemerkungen über dieselben bis dahin aufsparen, wenn sie beendet sein wird. Die wenigen Zeilen, die uns noch übrig bleiben, werden wir daher am besten zu einigen flüchtigen Bemerkungen über Elisabeth verwenden. Die zwei Hauptpunkte in ihrer Regierung, um die sich die übrigen Ereignisse drehen, sind die Feststellung der Thronfolge und das Verhältniß zu den Protestanten auf dem Kontinent. Professor R. behandelt Maria Stuart, als ob ihre Ansprüche als Thronfolgerin beachtet zu werden aller Begründung entbehrten. Wer war dann aber der präsumtive Thronerbe, wenn nicht Maria Stuart? Das Parlament hatte Heinrich den Achten ermächtigt, die Thronfolge in seinem Testamente zu bestimmen, und das war in folgender Weise geschehen. Erst sollten Eduard und seine etwaigen Nachkommen, dann Maria, und wenn sie ohne Erben stürbe, Elisabeth folgen. Nächst dieser directen Descendenz wurden die Nachkommen der jüngern Schwester des Königs, Maria, die an den Herzog von Suffolck verheirathet war, zur Thronfolge berufen. Die Abkömmlinge seiner älteren Schwester Margaretha, der Großmutter v. Maria Stuart, waren übergangen. Wenn also die testamentarischen Bestimmungen aufrecht erhalten wurden, so ging die jüngere und protestantische Linie Suffolck der ältern und katholischen Linie Stuart vor. Elisabeth machte aber selbst und absichtlich die Ausführung des Testaments ihres Vaters unmöglich. Die Repräsentanten der Linie Suffolck waren drei Schwestern Jane, Katharina und Maria Gray. Das Ende von Jane Gray ist bekannt genug. Katharina wurde daher nach dem Tode derselben die nächste zum Throne. Und was that Elisabeth. Als Katharina Gray sich mit dem Grafen von Herford vermählte, erklärte sie unter keinem andern Vorwande, als daß sie nicht einwilligte, die Ehe für nichtig, ließ der armen Frau einen Proceß als gemeine Hure

machen, trennte sie von ihrem Manne und von ihren Kindern, hielt sie in enger Gefangenschaft und ruhte nicht eher, als bis sie dieselbe durch Leiden und Schimpf ins Grab gebracht hatte. Die jüngste Schwester wurde dadurch beseitigt, daß sie an einen ganz niedern Mann, einen gewissen Henry Keyß, verheirathet wurde, der Portier war. Dies Benehmen von Elisabeth, das mit seltener Roheit und Grausamkeit Jahre lang fortgesetzt wurde, ist einer der häßlichsten Flecken in ihrem Charakter. Kennt Prof. N. diesen Umsturz der ganzen Erbfolge nicht? Wir können es nicht verlangen, daß er die Urkunden selbst eingesehen. Er hätte aber wenigstens die Constitutional History of England von Hallam lesen sollen. Nachdem nun die Linie Suffolck beseitigt und die Ausführung des Testaments unmöglich gemacht war, was Anderes konnte geschehen, als auf die natürliche Erbfolge zurückzugehen? Und danach war Maria Stuart die Erbin, wie denn auch trotz ihrer Hinrichtung ihr Sohn auf den Thron gekommen ist.

Was nun den zweiten Punkt, nämlich die Hilfe, betrifft, die Elisabeth den Protestanten auf dem Kontinente gewährt, so stellt Professor N. sie wie eine Beschirmerin der Reformation dar. Daß sie Hilfe geleistet, ist gewiß. Aber in welcher Weise und in welchem Umfange? Sie ließ den Hugenotten einige Male unbeträchtliche Summen, wofür ihr Coligny den Schmuck der Königin von Navarra verpfänden mußte. Im Jahre 1561 besetzte sie Dieppe und Havre, das sie aber 1563 wieder aufgab. Außerdem sandte sie in den Jahren 1589 und 1591 noch unbeträchtliche Hilfe für Heinrich den Vierten; für die Niederländer, deren Aufstand ihr so sehr zu Statten kam, hatte sie lange nichts als Predigten darüber, was Unterthanen ihrem Könige schuldig sind. Endlich als die Revolution besseren Fortgang hatte, schickte sie 1585 ihren Grafen Leicester mit einigen Hilfsstruppen hinüber. Leicester zeigte sich indessen so untüchtig, daß die Niederländer, die wahrlich nicht in der Lage waren, brauchbare Hilfe zu verschmähen, um seine Abberufung baten. Und doch hat Elisabeth wesentlich den Abfall der Niederlande befördert und zwar in einer Weise, die charakteristisch ist. Ludwig von Dranien hatte bereits den Sieg bei Gröningen erfochten. Wilhelm von Dranien war mit einem bedeutenden Heere bis nach Lüttich und St. Truden vorgedrungen. Egmont und Hoorn waren hingerichtet. Die Masse des Volks regte sich aber nicht. Unterdessen waren Schiffe, die dem Herzog Alba 400,000 Scudi nach Antwerpen bringen sollten, durch einen Sturm gezwungen worden, in England anzulegen. Die Königin, die auch ihre Freunde, wie Drake und Raleigh auszulündern mußte, bemächtigte sich sogleich des Geldes und behielt es unter verschiedenen Vorwänden zurück. Die Folge davon war eine große Geldverlegenheit von Alba, die ihn veranlaßte trotz der Abmahnung von Vighlio, der die Folgen voraussah, harte Abgaben auszusprechen. Diese Abgaben, die allerdings

den Handel gänzlich zu Grunde gerichtet hätten, brachten den Aufstand zur Reife.

Der Beschreibung der Armada werden die Leser mit Interesse gefolgt sein. Sie ist gut, obgleich wir nicht wissen, warum der Verfasser Coruña und nicht Lissabon als den Ausgangspunkt angibt. In Coruña lief die Flotte auf ihrem Wege nur ein, weil sie durch einen Sturm bei Cap Finisterre zerstreut war. Wir wissen auch nicht, warum der Verfasser Tassis als seine einzige Autorität anführt. Er hat seine Beschreibung nicht von Tassis, der über die Armada nur einige confuse Notizen gibt, so unbrauchbar, daß der Herausgeber selbst am Rande bemerkt: „narratio imperfecta minimeque accurata.“ Ist es um Tassis zu corrigiren, der sagt, daß die Armada landen sollte in: „Morgat, qui est prope Dormiram“? Die Korrektur von Professor R., der Dormiram in Doveram verwandelt, ist nicht einmal glücklich. Margat lag und liegt noch jetzt nicht bei Dover, namentlich von der See aus, sondern bei der Stadt, die Ptolemäus *Αρρουμενον* nennt, die im Lateinischen Darernum, Doroernum und in ähnlicher Weise geschrieben wird und im Englischen Canterbury heißt. Die Quellen für den Zug der Armada sind von der einen Seite Strada, der nach den Papieren des Herzogs von Parma gearbeitet hat, und Cardinal Bentivoglio, der Legat in Belgien zu einer Zeit war, als viele der handelnden Personen noch lebten. Von der andern Seite sind die zugänglichsten Quellen in den Papieren von Lord Burleigh und von Lord Hardwick enthalten. Professor R. nimmt seine Erzählung, direkt oder aus zweiter Hand, das können wir nicht erkennen, von Cardinal Bentivoglio. Die Warwicke Papers hätten dazu aber eine gute Ergänzung gebildet, indem sie am besten zeigen, was unterdessen in England vorging. Hätte Prof. Ranke sie eingesehen, so würde er sich überzeugt haben, daß Elisabeth, die mit geschwimften Wangen sich zu Pferde dem Volke und den zusammengebrachten Haufen bei Tilbury als Amazone zeigte, ihre Regentenpflichten in einer so ernstesten Zeit schlecht erfüllte. Sie hatte Flotte und Landheer unfähigen Günstlingen anvertraut. Aber das Schlimmste war, daß gar kein ernstes Landheer gebildet war. Sieben oder acht tausend rohe Rekruten scheinen Alles zu sein, was man zusammen gebracht hatte. Zwischen dem 1. und 3. August wurde die Landung erwartet und noch am 27. Juli schreibt Leicester selbst an die Königin: „Es ist nun doch endlich Zeit, eine Armee zu bilden . . . denn es ist keine Zeit für Tändeleien (for there is no dalliance at such a time).“ Er sagt der Königin unverholen, daß sie durch ihr Betragen ihre Ehre, ihre Person und ihr Land aufs Spiel setzt (you shall hazard your own honour, beside your person and country). Dieser Brief ist einer der wenigen anständigen Handlungen von Leicester, die wir ken-

nen. Wie ist aber die Elisabeth, die wir hier sehen, von der verschieden, die uns Prof. Ranke malt!

Wir müssen hier abbrechen. Der Leser wird wahrscheinlich glauben, daß wir Professor R. großer Parteilichkeit beschuldigen. Wir thun das nicht. Wir glauben überhaupt nicht so leicht an Parteilichkeit der Historiker. Wer eine Wahrheit gefunden hat, in welcher Wissenschaft es auch sei, hat eine solche Freude daran, daß es mehr als menschliche Selbstüberwindung wäre, wenn er sie wieder zerstörte. Was Parteilichkeit genannt wird, ist gewöhnlich unvollkommenes Wissen. Seine frühern Studien befähigten den Verfasser mit wenig frischer Mühe eine interessante und höchst lehrreiche historische Skizze über die Verhältnisse Englands zu den kontinentalen Staaten zu schreiben. Statt dessen hat er eine englische Geschichte verfaßt, wozu er erst nach langjährigen, sehr ernstern Studien befähigt sein würde.

„En luy et en tous autres princes, que j'ay connu et servy, ay connu du bien et du mal: car ils sont hommes comme nous.“ Das schrieb Commynes von seinen Prinzen, eben weil er sie gekannt und weil er ihnen gedient hatte. Prof. R. hat aus den Tudors kolossalere Gestalten als Menschen gemacht, weil er sie nicht gekannt und weil er ihnen nicht gedient hat.

G. Bergenroth.

Die Ereignisse in Mittelitalien seit dem Frieden von Villafranca.

2.

Mittelitalien, nach dem Frieden von Villafranca sich vorläufig mindestens äußerlich selbst überlassen und ungewiß, ob es nicht seine zufällig, ohne großes Zuthun seinerseits errungene Unabhängigkeit bald würde mit Waffengewalt zu vertheidigen haben, fühlte vor allen Dingen das Bedürfniß einer militärischen Einigung. Von woher sollte der Angriff kommen, wenn die Mittelitaliener ihn nicht selbst begannen? Die Ueberzeugung schien sich immer fester zu stellen, daß Napoleon keine bewaffnete Intervention unternehmen werde, um die Fürsten zurückzuführen, die vor ihm selbst geflohen waren, und die Italiener zu entwaffnen, die sich eben auf seinen Ruf gewaffnet hatten;